Die Stadt der Krippenfreude

Krippen in Münchens Kirchen und Bürgerhäusern Die kostbarste Krippensammlung der Welt

Ein altes Wort behauptet, vor allen anderen Menschen seien Junggesellen für die Kunst der Krippe begabt. Demnach muß es in München zu allen Zeiten eine besonders stattliche Zahl von Junggesellen gegeben haben. Denn nirgends — außer vielleicht im Neapel des 18. Jahrhunderts — ist die Freude an der Krippe so groß und die Krippenkunst so hoch entwickelt gewesen wie in München.

Schon in gotischer Zeit sind in München Krippen geschaffen worden, die heute zu erlesenen Museumsstücken zählen. Und 1607 wurde hier auch die erste Krippe in einer Kirche, in der Michaelskirche, aufgestellt. Dieses Ereignis leitete eine allgemeine Krippenverehrung in ganz Europa ein, und zweihundert Jahre lang war München führend in der Kunst der Krippen.

Diese denkwürdige Krippe wird heute noch in der Michaelskirche gezeigt. Aber nicht nur in den Kirchen blüht die Krippenfreude. Die alten eingesessenen Münchener Bürgerfamilien besitzen Schätze an ererbten Krippen, die alljährlich zur Weihnachtszeit öffentlich zur Schau gestellt werden. Außerdem hat München seinen traditionellen „Krippelmarkt“: Vom ersten Adventssonntag an sitzen in kleinen verschneiten Buden die Krippenschnitzer und bieten ihre Figuren, Engel und Tiere feil. Sie sind die letzten Vertreter einer uralten Münchner Volkskunst.

Doch Junggesellen werden sie kaum alle sein. Trotzdem hat das Wort vom Junggesellen und der Krippe in München seine Bedeutung. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkrankte ein reicher Münchner Junggeselle, Max Schmederer, schwer. Während der Krankheit war ihm einzige Zerstreuung das Krippenbauen. Daraus entfaltete sich bei ihm eine so heiße Leidenschaft für Krippen, daß er als Sammler ganz Europa durchstreifte. Alles, was an künstlerisch wertvollen Krippendingen noch vorhanden war, kaufte er auf und brachte es nach München. Als dann das „Bayerische Nationalmuseum“ geschaffen wurde, schenkte er seine Krippen dem Museum.

So entstand in der Stadt der Krippenfreude auch die kostbarste und umfassendste Krippensammlung der Welt. Im Museum sind sie in verdunkelten Räumen mit unsichtbaren Lichtquellen eingebaut — eine schöner und wertvoller als die andere. Da steht vor uns ein Tiroler Dorf, an einen Berghang gelehnt, mit Schindeldach-Häusern, Bauern und Oechslein. Da leuchtet in wundervoller Holzschnitzerei eine kostbare Wiener Krippe von Dorfmeister, dem Krippenkünstler des Rokoko. Herrliche still-fromme Krippen mit weiten Landschaften, von den großen Münchner Krippenmeistern des 18. und 19. Jahrhunderts geschaffen, leuchten aus dem Dunkel.

Den Gegensatz dazu bilden die italienischen Krippen, in denen in mannigfachen Volksszenen auf Märkten, Landstraßen und Gassen das bunte Leben Unteritaliens quirlt. Sie sind entzückende Kunstwerke und zugleich Kultur- und Sittendokumente verflossener Jahrhunderte. Unschätzbar wertvoll sind vor allem die sizilianischen Krippen aus der Schule Giovanni Materas und die neapolitanischen Krippen mit ihren Figuren in Terracotta und Holzschnitzerei.

Ein anderes Kunstwerk zeigt uns eine Krippe, wie sie Goethe in seiner „Italienischen Reise“ beschrieben hat: Auf dem Dach eines Hauses ist sie aufgestellt, und den natürlichen Hintergrund bildet der rauchende Vesuv. Den Schluß der Sammlung bilden besondere Kostbarkeiten, zwei Krippen aus neapolitanischen Palästen. Sie bieten uns heute einen unerhörten Reichtum an verschollenen Trachten dar und sind leibhaftige Chroniken vergangener Sitten und Bräuche.

Das unsterbliche Lied

„Stille Nacht“ im Film.

Der Salzburger Dom ist ein Kulturbegriff und Anziehungspunkt für viele Tausende, die Jahr für Jahr die unvergleichliche Mozart-Stadt besuchen. Er wird ihnen als das steingewordene Wunder des Barock zum Erlebnis. Zum ersten und sicher auch zum einzigen Male sind jetzt Filmaufnahmen in dieser riesigen Kathedrale gedreht worden. Ein regelrechtes Atelier entstand: Riesige Gerüste türmten sich in die Höhe, um die Beleuchtungsanlagen aufzunehmen und es den Kameraleuten zu ermöglichen, auch das letzte, was dieser herrliche Dom an Schönheiten birgt, optisch und akustisch zu erfassen.

Einige Tage mußte der Gottesdienst im Dome ruhen. Tag und Nacht wurde von den Filmleuten fieberhaft gearbeitet. Als die 100 riesigen Scheinwerfer aufflammten und mit ungeheuren Lichtfluten Pfeiler um Pfeiler, Gewölbe, Figuren und Ornamente dem Dämmer entrissen, tat einer der besten Kenner des Domes in Salzburg den Ausspruch: „Erst heute habe ich den Dom wirklich gesehen!“

Durch das freundliche Entgegenkommen der Salzburger Behörden war es möglich, nicht nur im Dom selbst sondern auch im Stadtgebiet eine Reihe von Aufnahmen zu machen, die aus dem herkömmlichen Rahmen insofern fallen, als sie auf historischem Boden so wahrheitsgetreu, wie das bisher selten der Fall war, nachgebildet wurden. Vom Franziskanerturm des mächtigen Dommassivs aus photographierte Kameramann Schneeberger die Prozession der Laufener Flößergebilde, bei der die Trachtenvereine der Stadt und Umgebung in wertvollen Kostümen mitwirkten. Der ganze Domplatz und alle in der Nähe gelegenen Straßenzüge wurden abgesperrt; kein Auto, kein Fahrrad und kein moderner Anzug störte die chronologische Abwicklung der Handlung.

Auch im Petershof und im Peterskeller fand man viele geeignete Motive. Minutenlang läuteten sämtliche Kirchenglocken von Salzburg für die Mikrophone der Filmleute. Im Dom wurde die Festmesse von Lehrer Gruber mit Ton- und Bildapparaten festgehalten. 1200 Komparsen im Kostüm wirkten mit. Ganz Salzburg stand im Banne des Films „Das unsterbliche Lied“, der die Entstehungsgeschichte des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ behandelt.

Professor Gruber, ein Enkel des Komponisten, spielt jenen alten Dorfschullehrer, der die unsterbliche Weise zu den unsterblichen Worten des Kuratus Mohr fand. Regie führte Hans Marr (Burgtheater Wien). Außerdem wirkten Paul Richter, Anny Hartmann, Max Weydner mit. Auch der Regisseur hat eine Hauptrolle. Die Musik stammt von Professor Ziegler. Der Film erscheint in allen Städten Deutschlands noch vor Weihnachten.

Nicht ganz im Bilde.

Die Amerikaner und vielleicht in noch höherem Grade die Amerikanerinnen haben von den Verhältnissen außerhalb der Grenzen von „Gottes eigenem Lande“, wie sie ihr Vaterland in überheblichem Stolze gern nennen, meist keine rechte Ahnung. Und wenn sie sich einmal aufmachen, um etwa der Alten Welt einen Besuch abzustatten, dann können da leicht bedauerliche, für den Unbeteiligten allerdings recht erheiternde Mißverständnisse sich ereignen. Wie es kürzlich jener Dame aus Dallas geschah, die als Teilnehmerin einer Gesellschaftsreise durch Italien nach Florenz gekommen war, wo es nach dem von der Reiseleitung allen Reisenden ausgehändigten Plan den berühmten Ponte Vecchio zu besichtigen galt. In stummer Andacht stand die Kunstbegeisterte vor dem berühmten Bauwerk. Schließlich äußerte sie gegenüber einer Reisegefährtin: „Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich noch einmal mit eigenen Augen die Seufzerbrücke würde sehen dürfen.“ Die andere wies vorsichtig darauf hin, daß hier wohl ein kleiner Irrtum obwaltete, denn die Seufzerbrücke bekäme man erst zwei Tage später in Venedig zu sehen. „Aber“, fragte bestürzt die Dame aus Dallas, „sind wir denn hier nicht in Venedig?“ — „Nein, dies hier ist Florenz.“ — „Ach, wirklich?“ Und mit einem hastigen Blick in ihren Reiseplan: „Dann ist heute also auch erst Dienstag. Und ich glaubte, wir hätten bereits Donnerstag.“

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 97 | **12. Dezember 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(24. Fortsetzung)

Die Hilde arbeitete in einem schmucken Garten, der auf der hinteren Seite das Forsthaus umgab, als sich der Schulze dem Zaun näherte und sie anrief.

Blitzschnell fuhr sie auf und war sehr überrascht, als sie ihn sah.

„Mein Gott, du — Friedrich?“

„Jawohl, Hilde! Ich habe bei dem schönen Wetter einen größeren Spaziergang gewagt, denn ich muß doch endlich die Glieder noch einmal bewegen.“

Sie streifte sich an ihrem Spaten die Gartenerde von den Schuhen, putzte sich die Hände an der Arbeitsschürze ab und reichte ihm über den Zaun die Hand entgegen.

„Dann wollte ich mich auch noch bedanken für die aufopfernde Pflege, Hilde, die —“

„Ach, Friedrich,“ fiel sie ihm ins Wort, „das ist noch nicht der Rede wert. Pflegen mußte ich dich schon, — das war meine Pflicht und Schuldigkeit nach all dem, was geschehen.“

„Hilde, du warst mir in den ersten Wochen eine liebevolle und sorgfältige Pflegerin. Wenn du nicht Tag und Nacht um mich gewesen wärest, ich glaube nicht, daß ich jetzt schon wieder hier stände. Es hat mich sehr gefreut, daß du kamst. Ich danke dir herzlich dafür!“

„Aber Friedrich, du mußt doch bedenken, daß ich auch viel Schuld trug an dem unglückseligen Schuß. Da bedarf es deines Dankes wirklich nicht. Es war meine Pflicht, dich zu pflegen!“

Sie kam aus dem Garten und geleitete den Besucher zum Hauseingang.

In der Türe blieb der Schulze stehen.

„Hilde, bevor wir hineingehen, möchte ich dir noch etwas sagen.“

Auch sie hemmte ihren Schritt und sah ihn fragend an.

Der Hüttenschulze versetzte nun leise, aber doch gut verständlich:

„Brautleute sind wir ja nun keine mehr. Du wolltest ja frei sein, Hilde. Aber — was auch geschehen ist — Freunde wollen wir immer bleiben, recht gute Freunde, nicht wahr? Was vorgefallen ist, wissen wir ja nur, und von uns plaudert wohl keiner darüber. Niemand weiß, daß wir beide an eine Heirat nicht mehr denken. Sagen wir es auch keinem! — Ob der Heiner noch einmal zurückkommt, ist unbestimmt — ich hoffe es aber sehr. Wenn er dir zu lange bleibt, dann suche dir einen anderen. — Wie du willst, Hilde. — Aber gute Freunde wollen wir auf jeden Fall bleiben. — Ich habe das Forsthaus sehr lieb, auch deinen Vater möchte ich als Freund nicht entbehren. Ich würde es sehr bedauern, wenn wir uns fremd würden.“

Hilde drückte warm und lange die dargebotene Hand.

„Du mußt auch in Zukunft meine Schwester noch öfter besuchen,“ fuhr der Schulze fort, „denn sie braucht einen Menschen, mit dem sie über ihren Sohn plaudern kann. Du mußt sie auch aufrichten, Hilde, denn sie grämt sich fast zu Tode um den Einzigen.“

Dann gingen sie ins Haus.

Hier empfing sie der Förster mit lauter Stimme. Stürmisch bewillkommnete er den Freund. In der Stube schob man dem Gast den besten Sessel zurecht. Der Dackel kam hinter dem Ofen vor, schnupperte an Friedrichs Stiefeln und blickte ihn mit den braunen treuen Hundeaugen an, als ob er sagen wollte: „Bist du auch noch einmal da?“

Der Schulze streichelte den klugen Kopf des Tieres. Die ihm so wohlbekannte Stube und die Menschen, die ihm vertraut waren, brachten seiner bedrückten und zerrissenen Seele nach der langen und qualvollen Leidenszeit die wohltuende Harmonie zurück.

Hilde war ernster geworden. Das sorgenlose und heitere Wesen von früher hatte sie verlassen. Ein leidvoller Zug hatte sich in ihr Gesicht gegraben. Die Ereignisse der letzten Monate waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

*

Frühling und Sommer vergingen und als der Herbst mit seinen Nebelschwaden und Stürmen ins Land kam, da klopfte der Tod energisch an die Haustür des Schulmeisters Stendl. Als man ihm nicht öffnen wollte, öffnete er sich selbst und schritt hohnlachend über die Schwelle.

Schon das ganze Jahr hindurch hatte die Lehrerstochter oft hinausgesehen auf den am Berghang liegenden Friedhof und zu ihrem traurigen Vater gesagt:

„Bald ruhe auch ich da oben!“

Weiß wie Schnee, mit eingefallenen Wangen und das Gesicht umrahmt von ihrem blonden und lockigen Haar, lag sie still und ergeben in den Kissen und atmete nur noch schwach. Die Hände waren schmal und durchsichtig geworden und die Arme bildeten fast nur noch die Knochen. Die matt schimmernden Augen verkündeten den baldigen Tod.

Am Kopfende ihres Bettes saß mit leidvoller und verhärmter Miene der Schulmeister und wandte keinen Blick

von seinem abgezehrten Kind, aus dem allmählich das Leben floh. Krumm und gebückt hockte er auf dem Stuhl.

Jetzt war er alt — es kostete ihn schon viele Mühe, jeden Morgen zur Schule zu wandern. In seine Glieder kroch die Schwere des Alters.

Nun nahm ihm Gott seinen letzten Trost, seine Freude und Hoffnung, sein Alles. Wie schön hatte er sich seinen Lebensabend vorgestellt? Die sanfte und sinnige Marie sollte ihn pflegen und um ihn sein bis an sein Ende. Nun kam es so.

War sie tot, so mußte er wieder immer allein sein — immer, denn der grausame Tod gibt sein Opfer nie wieder zurück. Wie kahl und öde mußte es dann im Hause werden. Niemand lauschte seinem Spiel, niemand kannte seine Sorgen. Keine Tochter mehr, keine Enkel — niemand, nur eine Frau, die ihn nicht verstand und deren Gemüt so rauh und unfreundlich war wie ein stürmischer Herbsttag.

Doch da dachte er nur an sich und nicht an das Los der armen Tochter, die, kaum erblüht, eine grausame Krankheit knickte und dem unerbittlichen Tod in die Arme warf. Sie hatte noch nicht viel von dem Leben gehabt, die Tochter. Zurückgezogen hatte sie gelebt, nur für den Vater — nein, auch noch für einen andern.

Ja, ja, auch für den Heiner ...

Aber mit dem hätte es ja sowieso nichts gegeben, denn die Krankheitskeime in ihrer Brust waren zu begierig und rücksichtslos. Vielleicht wäre sie wenigstens einen Monat oder zwei glücklich gewesen.

„Herr Gott, dein Wille geschehe," so betete der kleine Lehrer, „denn deine Ratschlüsse sind unergründlich, aber es ist bitter und tut weh!"

„Vater, Vater!" hauchte die Kranke.

Der alte Mann sprang auf und beugte sich über sie.

„Was willst du, Mariechen?"

„Rufe den Pfarrer, Vater!"

„Aber weshalb denn, Kindchen? — Er war doch gestern abend noch hier!"

Er wischte ihr behutsam den Schweiß von der blassen Stirne.

Ihre zarte Hand suchte nach der seinen.

„Vater, ich — ich glaube, es — es — geht zu Ende!"

Eine unsägliche Angst lag in ihrer Stimme.

Der Schulmeister blickte sie betroffen an. Sie schloß die Augen und rührte sich nicht mehr. Er fühlte ihren Puls. Nur noch ganz schwach, kaum vernehmbar, klopfte es in der Ader.

„Sollte sie wirklich schon sterben?" fragte er sich.

Tränen bildeten sich in seinen Augen und fielen breit auf die Kissen.

Seine Frau kam ins Zimmer, leise schlich sie herein.

„Ich glaube, sie — sie — stirbt!" keuchte der Lehrer stockend.

„Net möglich!" schrie die Frau. „Mariechen — Marichen!"

Als sich die Tochter nicht mehr rührte, fiel sie auf die Knie und betete laut.

„Mariechen!" sagte flehend der Vater und preßte krampfhaft die Hände der Sterbenden.

Sie schlug noch einmal die Augen auf und lispelte:

„Vater!"

Dann weiteten sich ihre Augen und starrten ins Wesenlose. Sie begannen gläsern zu werden.

Am nächsten Tag läutete der Schulmeister wieder den Morgen ein. Langsam folgte ein Glockenschlag dem andern.

Dann machte er eine Pause.

Schweratmend stand er in dem finsteren Turme der Kirche.

Nach einigen Minuten tasteten seine Hände wieder nach den Seilen.

Bim — bam —

Der alte Mann riß an den Seilen. Nicht zu stürmisch, mahnte er sich selbst, während Tränen sein Gesicht überströmten.

Im Dorfe horchte man auf.

„Ist jemand gestorben?" fragte man sich. „Es sind doch die Totenglocken!"

Bald raunte man sich die Antwort in die Ohren:

„Der Schulmeister läutet seiner Tochter!"

Jahre vergingen. — Auf dem Grabe der Lehrerstochter blühten und welkten die Blumen, die der Vater pflanzte und hegte. Siebenmal schüttelten die Bäume des Friedhofes ihr buntes Blätterwerk über das Grab und siebenmal schmückten sie sich neu mit frischem Grün.

Siebenmal hatte man im Herbst die Hütte angeblasen und ebenso oft war das Feuer in ihr im Frühjahr erloschen.

Der Schulze regierte schon längst wieder mit unverminderter Tatkraft und großer Umsicht. Jedes Jahr floß mehr Eisen aus dem Stichloch des Hochofens in die Gießhalle — immer weiter schob man die „Hunde" in das Innere der Erde — immer tiefer wurden die Schächte.

Und auch der Schrei nach Eisen wurde immer lauter. Glitzernde Schienenstränge wanden sich bis in die versteckteften Winkel, gigantische Maschinen entstanden neben rauchenden Schloten und in Essen baute Krupp seine Kanonen. Eisen — Eisen! Die deutsche Industrie putzte sich die Flügel und machte sich bereit zum Aufstieg.

Im benachbarten Ruhrgebiet hob man die Steinkohle zutage. Ihre Macht vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Sie gab auch dem alten Hüttenwesen einen gewaltigen Stoß. Moderne Hochöfen schossen aus dem Boden empor, Fördertürme zeigten sich in den Bergschluchten und durch die Schächte glitten mit unheimlicher Schnelligkeit die Körbe.

Jetzt, Schulze, paß auf!

Bleibe nicht zurück hinter der vorwärtsstrebenden Zeit! Du bist der Mann, der führen muß!

Er rechnete und studierte. Er erkannte den Nutzen des Steinkohlenkoks und vieler Maschinen für den Hütten- und Bergbau, aber er hing so sehr an dem Alten und Traditionellen, daß er sich nicht davon losreißen konnte. Er sprach zwar von Bahnanschlüssen, Seilbahnen, Förder- und Gebläsemaschinen, er reiste auch fort und besichtigte neue Hochofenanlagen und moderne Bergwerksbetriebe, aber er verschob den Umbau von Jahr zu Jahr.

16. Kapitel.

„Was wünschen Sie, Mister Linke?" fragte James Black freundlich und streifte die Asche einer dickleibigen Zigarre ab. „Bitte sehr, nehmen Sie Platz!"

Heinrich zögerte, doch auf eine nochmalige Aufforderung seines Chefs hin ließ er sich auf dem angebotenen Stuhle nieder.

Als er noch immer schwieg, wurde Mister Black ungeduldig.

„Die Antwort wird Sie vielleicht überraschen, Mister Black," brachte Heinrich verlegen und langsam heraus.

„So? — Da bin ich aber gespannt! Haben Sie eine nutzbringende Neuerung entdeckt für den Betrieb — oder so was ähnliches?"

„Nein, nein, es ist etwas anderes."

„Na, dann mal los! Ach, was sind Sie heute schwerfällig! Sie wollen doch wohl nicht gehen — vielleicht gar zu einer Konkurrenz?"

„Nein, zu keiner Konkurrenz, aber — aber —"

„Aber?"

„Ich will Sie verlassen!"

Black lehnte sich ruckartig zurück und atmete tief.

„Also verlassen wollen Sie mich? — Alle Wetter, ich bin perplex! — Sie wollen wirklich von mir fort?"

„Ich will zurück nach Europa!"

„Zurück — nach Europa? — Mensch, sind Sie verrückt geworden? Sie scherzen."

„Nichts liegt mir ferner. Es ist mein Ernst!"

„Aber — aber hä — Sie haben doch sicher was verbrochen da. Ich meine, Sie hätten sich bei mir mal so geäußert. Man wird Sie dort einstecken! Haben Sie sich das mal überlegt? Die Polizei da drüben vergißt nicht und spaßt auch nicht. Hier sind Sie ein freier Mann und verdienen vierhundert Dollar den Monat. Bedenken Sie: vierhundert Dollar den Monat. Bedenken Sie: vierhundert Dollar! Das ist Geld — das ist Reichtum! — Dann eine gemütliche Position — frei, keiner sagt Ihnen etwas. Sie haben hier das schönste Leben von der Welt! — Und nun wieder zurück nach Europa? — In das arme Europa? — Seien Sie doch kein Dummkopf, Mister Linke!"

„Ich habe mir alles reiflich überlegt, bis ich den Entschluß faßte, aber nun ist er nicht mehr zu ändern!"

„Ja, aber, weshalb denn? Warum wollen Sie wieder hinüber? — Gefällt Ihnen hier etwas nicht? Verdienen Sie zu wenig? Haben Sie Differenzen?"

„Nichts von allem," fiel Heinrich dem Alten ins Wort. „Ich will nach Deutschland — ich will einfach noch einmal hin, oder — noch besser gesagt — ich muß noch einmal hin! Ich muß — verstehen Sie wohl, Mister Black!"

(Fortsetzung folgt)

Spuk im Moornebel

Die Geschichte einer abenteuerlichen Fahrt. Von W. F. Rudolphi

Diese Straße bin ich hundertmal gefahren. Es kann auch zweihundertmal gewesen sein —, ich habe es nicht gezählt. Vertraut ist mir diese Straße wie leicht keine andere im deutschen Land, und ich habe sie lieb mit ihren ernsten, dunklen Molltönen, die auch im strahlenden Sonnengold nicht in ein frohes, helles Farbenspiel hinüberklingen können.

Wo heute auf dem breiten Asphaltband dieser Straße die Automobile dahingleiten, vorwärtsgerissen im grellen Rhythmus hoher Tourenzahlen, mag vor Hunderten von Jahren ein schwanker Pfad durchs Moor geführt haben, tückisch für jeden Unkundigen. Als man die große Straße durch Moor und Heide baute, spielten vielleicht noch irrlichternd schemenhafte Sagen von dunklem Geschehen um diese Strecke, Sagen, die dann schnell versanken. Vor der neuen Straße verlor das Moor sein Recht. Man wies es zurück, für den Wanderer hatte es seine Gefahr verloren.

Die kleinen Teufelsfratzen der Irrlichter, die einstmals mit der heuchlerischen Maske ihres sanften Scheinens den nächtlichen Wanderer vom Pfade hineinlockten in ein Verderben, aus dem es keine Rückkehr gab, sind erloschen. Sollen sie auch weiterflimmern, wo die scharfen Lichtkegel der Autoscheinwerfer ihrem kärglichen Glitzern sang- und klanglos einen mitleidigen Garaus machen?

Nichts blieb von diesem Moor, seit die breite Straße es bändigte, als eine herbschöne, schwermütige Landschaft. So kenne ich Moor und Straße, so bin ich oft dieses Weges gefahren in froher, sonniger Sommerhelle und in trauervoller, regenverhangener Dämmerung.

Und doch schwebt immer noch über der Straße aus vergangener Zeit der Mantel grauen Spuks; ich hatte diesen Mantel nur niemals gesehen. Bis er eines Tages sichtbar herniedersank.

Gleich hinter dem ersten Dorf wehten wie Fahnen der Geisterwelt Nebelfetzen von den Moorwiesen herauf. Dann lag der Nebel wie eine milchige Schicht, überstrahlt vom Silber des Mondes, über dem Land. Kurz war dieser Eindruck, und schon stand das dichte Weiß wie eine Mauer der Unendlichkeit am Ende der Welt.

Grell griff der Schein aus den Lampen meines Wagens mir in die Augen. Die Lichtkegel zerbrachen an der Nebelmauer und fielen mit schmerzhafter Helle auf die Windschutzscheibe zurück. Schon hatte der Fuß den Bremshebel heruntergetreten. Der Wagen stand. Abblenden! So ging es besser. Die Blendung war fort, zu sehen gab es trotzdem nicht viel mehr. Ersten Gang, Geschwindigkeit drei bis vier Kilometer! Behutsam tastete sich der Wagen mit der Kühlernase vorwärts in die verschwundene Welt.

Weißglühend schoben sich zwei Stecknadelköpfchen näher und wichen nicht. Am Straßenrand hielt ich, bis die Lichtpünktchen zu Lichtern aufbrachen — —, ein anderer Wagen. Auch er hielt, und dann schoben wir uns behutsam aneinander vorüber.

Ob es nicht besser war, zu warten? Dann stand ich hier vielleicht die ganze Nacht, und wenige Kilometer weiter mußte das Nebelgebiet zu Ende sein.

Vorwärts! Unwillig brummte der Motor dazu, ruckte und zerrte im Getriebe. Was half das? Hier wären schon zehn Stundenkilometer einem Selbstmordversuch nahegekommen.

So glitt der Wagen vorwärts. Meter um Meter. Der Nebel lichtete sich nicht. War das eigentlich Nebel? Hatte nicht doch die Moorhexe ihren Zauberschleier über das Land geworfen und lauerte irgendwo auf die Opfer, die sich darin verfangen mußten?

Das Moor — — —

War die Straße noch eine sichere Brücke darüber? Die Geistermauer des Nebels drückte alles zusammen, was Vertrauen auf moderne Technik bedeutete. Die Straße verlor das Vertrauen zu sich selbst. Sanft neigte sie sich nach links, sanft nach rechts. Was war das für ein Rhythmus, der den festen Asphaltweg schwanken ließ, gerade so, als ob die Last des Nebels ihn niederdrückte, hinab in das gierige, unersättliche Moor, das lange genug schweigend zur Rechten und zur Linken auf das große Opfer wartete?

Und wieder das sanfte Wiegen. Nach rechts und nach links. Warum tanzte die Straße? Oder der Wagen? Und nur der Nebel stand. Höllischer Moorspuk, wäre er nur erst vorüber — —! Und wieder nach links — — —

Stürzte die Straße ab? Ach was, Unsinn, ich war wohl nur allzu nahe am Straßenrand. Also bremsen, hinaus und nachsehen, sofern bei dem Nebel vom Sehen die Rede sein konnte.

Der Sprung aus dem Wagen ging ins Ungewisse. Straße? Davon konnte keine Rede sein. Weich, nachgiebig, kalt, naß, die vier Eindrücke hatte ich nacheinander. Und dann nur noch einen: Das Moor!

Und ein eiskalter Schrecken streckte giftige Fühler aus. Wo war die Straße geblieben? Verschwunden!

Der Wagen stand auf einem trügerischem Moorpfad. Fahrtrinnen, die von Wasser überquollen, zeichneten sich ab. Hier half kein Drehen und Deuteln: Ich saß mitten im Moor. Vielleicht an einer Kurve über die Straße hinausgefahren, nichts gesehen und bei der langsamen Fahrt auch keinen Unterschied in der Fahrbahn festgestellt? Sicher —, aufmerksam war ich auch erst durch das seltsame Schwanken des Wagens geworden. Um ein Haar war ich so der Moorhexe in die fangbereiten Arme gefahren.

Einigermaßen ratlos lehnte ich am Kühler. Was nun?

Links von mir glomm ein Schein im Nebel auf und schien sich quellend in der grauen Schicht auszudehnen. Ein Elmsfeuer? Ein überlebensgroßes Irrlicht? Im Augenblick dachte ich über nichts nach. Zu fest saß ich im Moor, als daß ich mir über Moorspuk noch den Kopf zerbrochen hätte.

Da warf der lichte Schein die Maske ab. Durch zerreißende Nebelwand trat klar und hell der Mond. Wie Schlangen glitten die Nebelfetzen davon über das Moor, als ob sie von einem mächtigen Meister gebändigt waren.

Und nun sah ich klar über meine Lage. Zwanzig Meter vor mir lief noch der Weg, dann kam nur noch vermoorte und versumpfte Wiese, aus der ich nicht so leicht herausgekonnt hätte. Und über einen Kilometer rückwärts lag die vertraute Straße — — —

Jetzt war es nicht schwer, zurückzufahren.

Ich kam erst spät heim in dieser Nacht, in der das Moor in einer spielerischen Laune die Hände nach mir ausgestreckt hatte, dasselbe Moor, das mir bislang wie ein Freund erschienen war. Noch heute ist es mir aber so, als hätte es damals, als es zurückfiel in seine wahre, heimtückische Natur, einen Vertrauensbruch begangen, der nicht mehr zu überbrücken ist.

Bärenjagd in Graubünden.

Um 1775 hielt sich ein junger Deutscher als Hauslehrer bei einer adeligen Familie im Domleschg auf und verfaßte eine Reihe von Schriften, darunter auch ein Werk über „Die Republik Graubündens". Darin schildert er eine Bärenjagd aus jener Zeit, die, wenn er der Nachwelt keinen Bären damit aufbindet, sich folgendermaßen zugetragen hat: „Peter Danz von Zuoz im oberen Engadin, seiner Profession nach ein Tischmacher, aber dabei ein vortrefflicher Schütze und passionierter Gemsenjäger, begleitete das halbe Dorf in die Alpen und Wälder, als man Nachricht erhielt, daß ein Bär mehrere Kühe und Kälber erwürgt hätte. Er sonderte sich bald von dem großen Haufen ab, kam dem Bären auf die Spur, fand ihn, schoß und verwundete denselben nur leicht. Der Bär ging wütend auf ihn los. Danz hatte nicht Zeit, seinen Stutzen wieder zu laden, schmiß ihn beiseite, umfaßte mit möglichster Kaltblütigkeit und Entschlossenheit den Bären, schmiegte sich fest an ihn an und rang mit dem Brummer. Einer von beiden riß endlich den anderen zu Boden, und da keiner das Spiel fahren ließ, purzelten beide über Strunk und Stiel eine Anhöhe hinab. In der Tiefe kam Danz auf den Bären zu liegen, hielt ihn unter sich fest, ergriff mit der einen Hand sein Weidmesser und stieß es dem Tiere in den Leib. Der Bär verblutete sich nun zwar, hatte aber seine Tatzen in die Schultern des wackeren Danz so tief eingeschlagen, daß sich dieser nicht losmachen konnte. So fanden ihn die übrigen Jäger, erlösten ihn, trugen ihn halbtot nach Zuoz, und er ward glücklich geheilt. Man speiste das Bärenfleisch als eine Delikatesse."